This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 15 604

Otto Bremer.
15. 5. 99.

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·

Der deutsche Nationalcharakter
in
altdeutschen Dichtungen.

Der deutsche Nationalcharakter

in

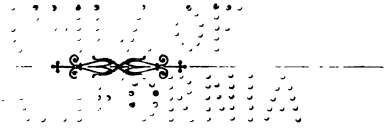
altdeutschen Dichtungen.

Vortrag

gehalten zu Berlin im Allgemeinen Deutschen Verein

von

Dr. F. Graffunder.



Fürstenwalde

Verlag der Geelhaarschen Buchhandlung

(Bernhard Trebs)

1893.

PT111
G7

BREMER

UNIV OF
CALIFORNIA

Treue.

Siehst Du wohl des Berges Stirn,
Wie sie stolz zum Himmel dringt!
Leuchtend schaut der helle Firn
Ob der Wolken dunst'gem Flug,
Und der Donnerstürme Zug
Nie des Riesen Kraft bezwingt.

Wer der Treue Grund erkor,
Stets das Edle will und schafft,
Dringt zur Klarheit bald empor,
Wenn des Irrtums Nebelflut
Dunkel um die Seele ruht:
Dessen Herz hat Bergeskraft.

M99505

UNIV. OF
CALIFORNIA

Wenn man gesagt hat, daß unsere Zeit im Zeichen der sozialen Frage stehe, so darf daneben wohl ein anderer Satz gestellt werden, der nicht weniger Berechtigung hat: diejenige Geistesströmung, welche die Gegenwart am tiefsten durchdrungen hat, ist der Kosmopolitismus. Seitdem der berühmte Genuese vor nunmehr vierhundert Jahren auf unserem Planeten eine zweite Welt entdeckt hat, beginnt für die Geschichte der Erdenvölker ein neuer Abschnitt. Vorher fand ein Ideenaustausch von Volk zu Volk nur in beschränktem Maße statt. Selbst eine so stark zusammenfassende Macht, wie sie von Rom ausging oder von dem Römischen Kaisertum deutscher Nation, umspannte doch nur einen sehr kleinen Teil der alten Welt und wußte ihn in den Bereich ihrer Wirkungen zu ziehen. Auch diejenigen Völker, welche an der Spitze der Kultur einherschritten, hatten keine Ahnung von der Existenz weit entfernter Bruderstämme. Abseits steht die Kultur der Inder, abseits die großen Erfindungen der Chinesen, die doch nur ihnen zu gute kamen. Und wenn auch die Mittelmeervölker auf einander einwirkten, sich erziehend und ihre Güter vererbend, wenn auch diese Kultur schließlich an die Küsten der Nord- und Ostsee wanderte, so blieb doch jedes Volk in den Banden seiner eigenen Volkstümlichkeit befangen.

Vereinzelt stehen im Altertum die Stoiker da, welche zuerst kosmopolitische Tendenzen vertraten. In Rom verkündet unter Nero Seneka die Lehre von der Einheit und natürlichen Gleichheit aller Menschen, da ihre Seele ja ein Ausfluß der göttlichen Vernunft ist, und über ihnen allen die Gottheit wie ein Vater waltet[1]. Aber solche Ansichten blieben damals doch immer auf den engen Kreis der philosophisch Gebildeten beschränkt; mochten sie auch hier und da heilsam wirken, die Philosophie der mehr und mehr sinkenden antiken Völker besaß doch nicht so viel erneuernde Kraft, um das Volksleben umzugestalten. Nachhaltiger hat sicherlich der Kosmopolitismus gewirkt, den das Christentum enthält. Alle Völker sollen gelehrt werden, allen Heiden soll die frohe Botschaft gebracht werden von dem einen, ewigen Gotte und seiner Versöhnung mit dem Menschengeschlechte. Dieses Gebot ist befolgt worden von der Zeit der ersten Apostel an bis jetzt, wo die Mission noch immer die gleichen Ziele sich setzt. „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" gilt nicht blos für ein Volk, sondern für alle. Das Christentum will eben im wahren Sinne des Wortes die katholische Religion sein. Das Gesetz der Liebe, das den tiefsten sittlichen Gehalt des Christentums ausspricht, kann nicht einen Teil der Menschheit ausschließen, es umfaßt sie alle, als Kinder des allgewaltigen Gottes, der über der Welt thront und die Geschicke aller lenkt. Das wäre kein Monotheismus, der nicht das ganze Weltall umspannte. Aber das Christentum besaß zugleich von vornherein die Neigung, das äußere Leben gering zu achten; es richtete den Blick des Menschen tief in das Innere des eigenen Geistes hinein, oder hinüber auf das jenseitige Leben. Da es sogar fast bis zu einer Verachtung der sinnlichen Welt fortschritt, so lag in ihm gar nicht der Antrieb, die äußeren Lebensverhältnisse der Völker umzuwandeln. Es mußte daher sein Kosmopolitismus,

[1]) Vgl. Seneka Ep. 37,3.

der gewissermaßen sein sozialer Gehalt ist, neben dem religiösen Dogma zurücktreten.

Da bahnt sich ein großer Umschwung an durch die Entdeckung Amerikas; es beginnt diejenige Epoche der Weltgeschichte, in der alle Völker der Erde miteinander in Verbindung treten. Die Folgen natürlich, welche die That des Kolumbus hatte, sind erst allmählich zur vollen Geltung gekommen durch die Erfindungen des Mittelalters und der Neuzeit, durch den ungeheuren Aufschwung der Buchdruckerkunst im 16ten Jahrhundert und durch die Erschaffung aller der großartigen Verkehrsmittel, die wir jetzt besitzen. Jetzt strömen die Völkerwogen über den Ozean hinüber und zurück; wie der Wind die Blätter durch einander wirbelt, so schüttelt der Verkehr die Menschen untereinander und hat eine Gleichartigkeit der Lebensverhältnisse bei allen Kulturvölkern geschaffen, wie sie früher niemals gekannt war. Wo wäre jetzt eine große Erfindung, die nicht bald der Gesamtheit dienen müßte, wo eine kühne Geistesthat, die nicht bald Gemeingut aller würde! Vermag doch das Wort schon schneller als die Sonne zu reiten auf seinem flinken, feurigen Rößlein, dem Blitze. Eine neue Weltsprache, Volapük genannt, hat man ja auch schon erfunden, um diesen Verkehr noch mehr zu erleichtern. Allen Ernstes hört man hier und da das Märchen von dem Weltfrieden verkünden, von einer Zeit, in der die Menschheit, gezwungen durch die eigene Entwicklung, auf allen Krieg verzichten wird. Das Völkerrecht ist jetzt fast ein Weltrecht geworden; bis tief in das Innere des schwarzen Erdteils dringt es mit seiner allumfassenden Kraft und gebietet, daß kein Mensch als Sklave verkauft werde. Und die soziale Bewegung, welche unserer Zeit die schwersten und wichtigsten Aufgaben stellt, ist im Grunde auch nichts anderes als ein innerer Kosmopolitismus; ihr Wesen besteht darin, daß sie kosmopolitische Anschauungen auf die innere Entwicklung eines Volkes überträgt. Wie dort die Unterschiede der Völker verneint werden,

so hier die Unterschiede der Geburt, des Besitzes, die Unterschiede, die sich aus der Lebensthätigkeit ergeben u. s. w. Kurz es scheint, als ob jetzt die Grenzen der Länder, die Schranken der Sprache verwischt und beseitigt werden sollten. In dem einen Meere der Menschheit soll jede besondere Volkstümlichkeit, jede Verschiedenheit der Stände untergehen.

Solche Anschauungen bergen nun für kein Volk eine so große Gefahr in sich als für die Deutschen. Denn diese waren immer geneigt, alles Fremde mit dem Glanze der Vollkommenheit zu umgeben, ihr Eigentum dagegen gering zu achten. Wie schnell giebt nur der Deutsche seine Sprache preis, wenn er in ein fremdes Land zieht! Es ist wohl kaum Zufall, daß gerade jetzt auch die größeren deutschen Sprachinseln im Auslande uns verloren gehen. Müssen wir es nicht fast unter unseren Augen beobachten, daß in unserem Nachbarlande Österreich[2] das Deutschtum mehr und mehr Rückschritte macht? Ist es wirklich wahr, sind solche Erscheinungen ein Zeichen dafür, daß die Kraft des deutschen Volkes verbraucht sei und nach und nach erlahme? Wir hoffen, daß nur die Geistesrichtung der Gegenwart es ist, die diese Wirkungen hervorbringt. Jedenfalls haben in solcher Zeit aber vor allen wir Deutsche die Pflicht, uns darauf zu besinnen, was die Eigentümlichkeit unseres Volkes sei, wir haben die Pflicht, das Deutschtum zu wahren und zu schützen, einen Damm aufzurichten gegen jenen übertriebenen Kosmopolitismus, der alles zu überfluten droht.

Unter allen Wirkungen, in denen die Arbeit eines Volksgeistes sich offenbart, läßt nun kein Gebiet deutlicher die Eigenart desselben erkennen, als die Litteratur. Denn die Sprache ist das älteste und ursprünglichste Erzeugnis eines Volkes und ist mit seinem ganzen Dasein aufs engste verknüpft.

---

[2]) Vgl. Ed. v. Hartmann Moderne Probleme, Leipzig 1886 S. 85 ff.

Alles was ein Volk gedacht und empfunden hat seit Jahrtausenden, ist in der Sprache niedergelegt. Sie ist der tiefste Ausdruck des Volksgeistes; in ihr finden auch die leisesten Regungen desselben einen Wiederhall. Die Dichtkunst aber erschafft in der Sprache Idealgestalten, welche, losgelöst von den zufälligen Eigenschaften der geschichtlichen Personen, uns ein geläutertes Bild der Tugenden und Fehler vorhalten, welche ein Volk besitzt. Daher möge es hier versucht werden, den Charakter des deutschen Volkes aus der Litteratur zu erkennen, indem auf andere Gebiete nur hier und da ein Blick geworfen wird.

Einen kosmopolitischen Charakter trägt auch die deutsche Litteratur des vorigen Jahrhunderts, wie sich das schon aus den Ursachen ihrer Entstehung mit Notwendigkeit ergab. Jene Blüte der Litteratur ist bekanntlich dadurch gezeitigt worden, daß eine innige Vermählung des deutschen Geistes mit antiker Kunst und Wissenschaft stattfand. So tief hatte sich der Deutsche in jene ferne Welt versenkt, daß er seine eigenen Schöpfungen vergaß; das Nibelungenlied mußte aufs neue entdeckt werden. Und noch jetzt steht unser gesamtes Geistesleben unter dem Einfluß jener gewaltigen Thatsache, die wir Renaissance zu nennen pflegen. Unter den Griechen und Römern verkehren wir noch jetzt, als ob sie unsere vertrautesten Freunde wären. Wir wenden uns zurück von ihnen zu den Verhältnissen unseres eigenen Volkes. Wir vergleichen uns mit ihnen und werden durch die Vergleichung hinausgewiesen über die Grenzen unseres Wesens. Eine Art kosmopolitischen Sinnes wird also überall die Folge einer eifrigen und eindringenden Beschäftigung mit dem klassischen Altertum sein. Auch die Renaissance hat mit dazu geholfen, jene Geistesströmung, die unsere Zeit beherrscht, zu verstärken. Daher stehen denn unsere großen Dichter, wie Lessing, Goethe, Schiller mehr auf einem allgemein-menschlichen Standpunkte; sie haben ihre Werke ebensowohl für die Menschheit als für unser Volk geschaffen. Lessing sagt ganz unverholen:

„Vaterlandsliebe halte ich aufs höchste für eine heroische Schwachheit". Die weltbewegenden Ideen, die im vorigen Jahrhundert die politischen und sozialen Verhältnisse umgestalteten, sind auch an unseren Dichtern nicht spurlos vorübergegangen. Zuletzt ist durch die Romantik in unserer Sprache sogar eine Art Weltlitteratur aufgespeichert worden, so daß man nun die Dichtungen der fernsten Zeiten und fernsten Völker in deutscher Sprache genießen kann. Daraus erklärt es sich, daß die Züge des deutschen Nationalcharakters in den Dichtungen des vorigen Jahrhunderts weniger scharf hervortreten und darum für uns schwerer erkennbar sind.

Damit soll nicht gesagt sein, daß in ihnen unsere Eigenart gar nicht zum Ausdruck komme; nein, wir haben ein Recht, „Hermann und Dorothea" ein deutsches Nationalepos zu nennen, den „Wilhelm Tell" oder den „Wallenstein" ein deutsches Nationaldrama. Klopstock, die Stolberge, Herder und viele andere sind urdeutsche Gestalten. Aber das sind doch immer einzelne Züge, das allgemeine Wesen, das jener ganzen Litteratur anhaftet, bleibt trotzdem bestehen. Wer den Charakter unseres Volkes aus der Litteratur erkennen will, der wird doch lieber zurückkehren zu jener ersten Blüte der deutschen Dichtung, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert sich entfaltete. Die sangeskundige Zeit der Hohenstaufen war ja nur um etwa vierhundert Jahre geschieden von jener Zeit, in der mächtigen deutschen Stämmen erst das Christentum gebracht wurde, und es mußte sich daher in jenen Werken ursprünglich deutsches Wesen viel klarer abspiegeln, als es später überhaupt möglich war. Es ist wohl wahr, das Christentum hat gleich von Anfang an einen heftigen Kampf mit den heidnischen Anschauungen und Gewohnheiten begonnen. Wo könnte man auch Gegensätze finden, stärker als die, welche hier mit einander in Berührung traten! Dieses Volk, das in jedem Streit so schnell das Schwert aus der Scheide riß, das die Blutrache als seine heiligste Pflicht

betrachtete, ſollte nun auf einmal der milden Chriſtenlehre folgen, die den Feind zu lieben gebietet. Dieſe reckenhaften Männer, welche Kraft und Gewandtheit als unſchätzbare Eigenſchaft anſahen, welche ſo eifrig ihren Körper übten und ſtählten, um tüchtig zum Kampfe zu ſein, die ſollten nun zu dem entgegengeſetzten Glauben übergehen, daß der Leib die Seele nur an ihrem Heile hindere. Jahrhunderte mußten vergehen, ehe ſolche Gegenſätze ſich ausglichen. Das Chriſtentum hat dann wohl die jugendliche Wildheit der Germanen gezähmt und gemildert, hat wohl die heidniſchen Götter und Anſchauungen zurückgedrängt, aber ganz zu ertöten vermochte es dieſelben nicht. Die alten Götter entkleideten ſich ihrer göttlichen Herrlichkeit und ſtiegen hernieder in menſchliche Verhältniſſe. Sie erſchienen als Helden in den Epen und fanden ſo Duldung vor den geſtrengen Augen der Mönche. Vor allem unter den Volksepen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts giebt es kaum eins, das nicht auf einen dunkeln mythologiſchen Hintergrund zurückwieſe und dadurch deutlich offenbart, auf welchem Boden es gewachſen iſt. Jene Dichtungen enthalten daher einen unmittelbaren Abdruck deutſchen Weſens. Dieſe Geſtalten, in ſo ſcharfen und klaren Umriſſen gezeichnet, erſcheinen uns zuerſt zwar gar fremdartig, wenn ſie an unſerem Blick vorüberziehen. In ihrem Ungeſtüm wollen ſie nicht mehr in unſere Zeit hineinpaſſen. Doch aber ziehen ſie uns wunderbar an. Oft ſcheint es, als ob wir Züge, die im Leben von uns beobachtet wurden, an ihnen wiederfänden, nur kraftvoller und ſchärfer ausgeprägt. Sie muten uns bald heimiſch an und laden uns ein, die zerſtreuten Züge zu einem einheitlichen Bilde zuſammenzufaſſen.

Den Charakter jedes einzelnen Menſchen pflegt ein Grundzug zu beherrſchen, der in allen Lebensäußerungen desſelben ſich offenbart und auch in ſeinen beſonderen Eigenſchaften wiederkehrt. Nie kann man einen Menſchen verſtehen, nie ihm auf den Grund ſeiner Seele ſchauen, wenn man nicht zu dieſem

verborgenen Quell seines Wesens hinabgestiegen ist, aus dem sein Thun und Handeln, sein Denken und Empfinden die eigentümliche Richtung hernimmt. Ein getreues und klares Bild eines Charakters wird man nur dann entwerfen, wenn man diesen Grundzug als Mittelpunkt hinstellt, und um denselben die anderen Eigenschaften ordnet.

Auch im deutschen Nationalcharakter finden wir solch einen Grundzug, der immer wieder hervorklingt, wie im Akkord ein tiefangeschlagener Ton, der uns erst das Geheimnis dieses Volksgeistes enthüllt. Und ich wage es kühn zu behaupten, die Treue ist diejenige Eigenschaft, durch welche das deutsche Volk sich von anderen am meisten unterscheidet. Natürlich, würde ich den Begriff so bestimmen, wie unsere Sprache ihn jetzt faßt, dann wäre ich leicht zu widerlegen. Denn wir verstehen unter Treue die Stetigkeit der Gesinnung im Guten, wir sehen in ihr nur eine Tugend. Wollte ich also in diesem Sinne die Treue als Grundzug unseres Wesens hinstellen, so könnte man mir mit Recht vorwerfen, daß die eigene Selbstgefälligkeit mich als einen Deutschen zu solcher Behauptung getrieben habe. Man muß vielmehr den Begriff der Treue so bestimmen, wie es Tazitus gethan hat. Tazitus rühmt, daß die Deutschen der Klage und den Thränen nur kurze Zeit Raum geben, lange aber dem Schmerz und der Wehmut. Er preist ihre ungestüme Tapferkeit, der nichts standhalten könne. Sollte doch das Auge eines Germanen so furchtbar im Kampfe blitzen, daß kein Feind in diese Glut hineinzuschauen wagte. Andrerseits tadelt Tazitus den Jähzorn der Germanen, durch welchen sie sich oft zu einem Morde hinreißen lassen. Er tadelt besonders ihre Maßlosigkeit im Trunk und im Spiel; sie setzen in eigensinniger Verblendung, wenn sie schon Weib und Kind, Hab und Gut verspielt haben, auf den letzten Wurf auch noch ihr Leben und ihre Freiheit ein, um den blinden Zufall über sich entscheiden zu lassen. Tazitus schließt dann jenen Abschnitt mit den Worten: „quod illi fidem

vocant — und das nennen sie Treue[3].“ Nach seinem Berichte ist die Treue also durchaus nicht eine Tugend, sondern eine ganz allgemeine Eigenschaft, aus der gute und böse Regungen gleichmäßig hervorgehen können. Sie ist die Fähigkeit der tiefen und andauernden Willenserregung, was wir eine cholerische Anlage zu nennen pflegen. Man könnte das Wort wohl übersetzen durch Gemütstiefe; da es Tazitus aber gerade auf die maßlose Spielwut der Deutschen bezieht, so wird man es am besten durch Leidenschaftlichkeit wiedergeben. Nur eines wollen, das aber mit der ganzen Kraft und Glut der Seele, das ist Treue, ein zähes, unerschütterliches Festhalten an dem einmal Beschlossenen ohne Rücksicht auf Wohl und Wehe der Person.

Daß aber Tazitus mit fides wirklich das deutsche Wort Treue meint, daß er seine Auffassung aus der lebenden Sprache hergenommen hat, das wird bewiesen durch die Sprachgeschichte, durch die Etymologie des Wortes. Treue lautet im Gotischen triggva, wo ein Nasal hinzugeschlagen ist. Reiner ist das althochdeutsche triuwa, die femininale Form zu dem Neutrum triu, welches, ähnlich dem englischen tree, den Stamm bedeutet, oder die Eiche; es entspricht dem griechischen drys, Eiche. Und in der That, die Eiche soll das Bild der deutschen Treue sein. Wie sie die knorrigen Äste eigensinnig biegt und die eisenharten Wurzeln gleich Adlerkrallen tief ins Erdreich schlägt oder mit ihnen die Felsen umklammert, wie sie im Gewittersturm die Krone trotzig hebt, ein Bild der Festigkeit und Stärke: so soll der Sinn des Deutschen unerschüttert stehen. Mag ihn die Woge des Glückes hoch emporheben, oder ihn Unglück tief in Trübsal eintauchen, im Grunde soll seine Gesinnung sich gleich bleiben, wie der Dichter von der Eiche sagt:

„Der Sturm mag toben in dem Laub,
Nie wird der edle Stamm sein Raub.“

---

[3]) Tazitus Germania Kap. 27 Kap. 14 Kap. 22 Kap. 24.

Durch diese leidenschaftliche Tiefe der geistigen Anlage unterscheidet sich nun der Deutsche sehr klar von den antiken Völkern. Die Semiten besaßen in hervorragendem Grade die Fähigkeit der Abstraktion. Daher schritten sie zuerst zum Monotheismus fort; auch die Abstraktion von Maß und Gewicht haben sie wohl vollzogen. Dagegen sind sie für die Buchstabenschrift nur die Verbreiter, nicht die Erfinder gewesen. An den Römern rühmen wir neben der Tapferkeit besonders den ruhigen, nüchternen Sinn, wodurch sie sich das Verdienst erwarben, die Rechtswissenschaft auszubilden. Bei den Griechen pries man vor allem vier Tugenden: Tapferkeit, Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Besonnenheit, und noch neuerdings hat man allegorische Darstellungen dieser vier Tugenden zur Ausschmückung der Berliner Ruhmeshalle verwendet. Aber sie lassen sich nicht so ohne weiteres auf das deutsche Volk übertragen. Tiefe des Empfindens und Wollens ist dem Griechen mit dem Deutschen gemeinsam. Aber jener besaß zugleich die ruhige Selbstbeherrschung, das maßvolle Wesen, das aus allen Schöpfungen jenes Volkes so wunderbar zu uns spricht. Über den Deutschen kommt es wie eine übermächtige Gewalt, die seine Seele bis auf den Grund erschüttert, so daß er sich wohl selber darüber verliert. Der Geist des Hellenen, so hat man mit Recht gesagt, ist wie ein klarer Edelstein, in dem der Funke schlummert, der doch jederzeit geweckt werden kann. Der Deutsche ist wie ein loderndes Feuer, das sein ganzes Wesen durchglüht und ihn fast zu verzehren droht.

Ein ähnliches Urteil über das Wesen der Germanen ist schon öfter ausgesprochen worden von Männern, deren Namen in der Wissenschaft einen guten Klang haben. Fichte in den Reden an die deutsche Nation sagt, daß das deutsche Volk durch Begeisterung zu jedweder Begeisterung und Klarheit zu führen sei, daß diese Begeisterung für das Leben aushalte und es umgestalte. Zeller in der Geschichte der deutschen Philosophie

meint, daß der Deutsche eine Neigung zur Betrachtung des eigenen Inneren habe, zur Mystik; Gestalten wie Meister Eckard und Jakob Böhme seien urdeutsche Philosophen. Auch daraus würde sich Gemütstiefe als Eigenschaft der Deutschen ergeben. Und gerade durch die Betrachtung der Dichtkunst wird Scherer zu dem Urteil geführt: „Maßlosigkeit scheint der Fluch unserer geistigen Entwicklung. Wir fliegen hoch und sinken um so tiefer". In ähnlicher Weise spricht sich der unbekannte Verfasser eines vor einigen Jahren viel gelesenen Buches aus; er sagt: „Die große Zukunft der Deutschen beruht auf ihrem exzentrischen Charakter[4]."

Und wird diese Auffassung nicht auch durch die Geschichte vollkommen bestätigt? Der Ungestüm der germanischen Tapferkeit, welche wie ein heranbrausendes Meer alle Schranken niederriß, hat das mächtige Römerreich in Stücke zerbrochen und dadurch erst die Grundlagen für die neuere Geschichte gelegt. Die Politik der Hohenstaufen, welche mit maßloser Kühnheit das höchste Ziel erstrebte, ist genau des gleichen Ursprungs. Zwei Völker, verschieden durch Abstammung und Lebensgewohnheiten, sollen geeinigt werden, obwohl sie noch obendrein durch die Scheidewand des höchsten europäischen Gebirges getrennt waren. Das Ideal, das damals dem deutschen Volke ebenso wie seinen Kaisern vorschwebte, hat zwar alle Kräfte zur höchsten Anspannung gebracht, aber unerreichbar blieb es darum doch. Im Laufe der Zeit ist dann die ursprüngliche Heftigkeit des germanischen Charakters durch die Einwirkung der Christentums etwas gemildert, aber die Fähigkeit der Begeisterung, die Tiefe des Empfindens ist doch geblieben. Die Reformation verdankt ihre Entstehung der Tiefe des deutschen Gemütes. Und noch

[4]) Fichte Reden an die deutsche Nation, Rede 6. — Zeller Gesch. der deutschen Philos. München 1875 S. 739. — Scherer Gesch. der deutschen Litteratur 3. Aufl. S. 20. — „Rembrandt als Erzieher" von einem Deutschen Leipzig 1890 S. 4.

am Anfange unſeres Jahrhunderts, wenn das damals ſo kleine Preußenvolk plötzlich von wunderbarer Begeiſterung entflammt wird, wenn das heilige Gut der Freiheit auf einmal mit ſolcher Heftigkeit all ſein Streben und Sinnen ausfüllt, daß es zu den ſchwerſten Opfern bereit war: wenn wir mit Recht ſagen dürfen, daß dieſe Begeiſterung des Preußenvolkes zumeiſt den Thron Napoleons umgeſtürzt hat, ſo erkennen wir, daß ſie die echten Nachkommen jener alten Germanen ſind, deren Berſerkerwut ſo ſehr von den Feinden gefürchtet wurde.

Dieſer Grundzug unſeres Volkes iſt nun ſehr klar erkennbar ſchon aus der deutſchen Sprache an ſich, aus ihren allgemeinen Geſetzen und aus der Art, wie ſie die Worte erſchafft. Die Sprache iſt eine lautere Quelle der Erkenntniß für eine Zeit, wo es noch keine Litteratur giebt und ſchriftliche Aufzeichnung noch gar nicht gebräuchlich war. Welch ein ungeſtümes Vorwärtsſtreben liegt darin, daß der Germane die Muten nicht auf derſelben Stufe verharren ließ, wie die übrigen Indogermanen, ſondern daß er ſie weiter drängte von einer Stufe zur anderen. Die ſogenannte Lautverſchiebung entſpricht ſehr gut dem unruhigen Kampfesmute, der kühnen Eroberungsluſt, wie ſie ſeit dem Zuge der Cimbern die Germanen beſeelte. Das andere Geſetz, das ebenſo nur in den germaniſchen Sprachen wirkſam iſt, beſteht darin, daß der Hochton des Wortes auf die Stammſilbe zurückgezogen wurde. Es offenbart ſich darin die Abſicht, mit rückſichtsloſem Nachdruck das hervorzuheben, was das Weſen eines Dinges iſt, mochten auch dadurch die Bildungs- und Flexionsſilben dem ſicheren Untergange geweiht werden. Ebenſo bezeichnend iſt die Art, wie in der deutſchen Sprache die Perſonennamen gebildet ſind. Überhaupt charakteriſiert bekanntlich nichts ein Volk beſſer als ſeine Perſonennamen, in denen es unbewußt die Eigenſchaften angiebt, die ihm als Ideal erſcheinen. Wie nüchtern nehmen ſich ein Fabius, der Bohnenmann, ein Cicero, der Erbſenbauer, der langhaarige Cäſar, der

krummbeinige Varus, wie nüchtern nehmen dieſe ſich aus neben den hochklingenden griechiſchen Namen wie Alkibios, Ariſtomenes, Themiſtokles und ähnlichen. Nahe verwandt erweiſen ſich auch hier die Griechen und die Germanen. Die griechiſchen Namen auf -menes, -ſthenes und -krates kann man gut vergleichen mit den deutſchen auf -hart, wie Wolfhart, Eberhart u. ſ. w.; jene bezeichnen die Kraft, dieſe die Härte oder Feſtigkeit der Geſinnung. Den Griechen aber mangeln Namen, deren Beſtimmungswort vom Feuer hergenommen iſt. Dahin gehören Hildebrant, Brandulf, Hildefons, Fuſia; die letzten beiden von dem gotiſchen Worte fon, das Feuer. Lohengrin iſt der Feuerhelm. Die mit dem Eigenſchaftswort „kühn" gebildeten Namen wie Konrad, Kuono uſw. gehen vielleicht doch zurück auf das Wort kaun, das wie die alte Rune den Feuerbrand bedeutet. Auch Gieſebrecht, Gieſe uſw. werden wohl mit Recht aus der Wurzel abgeleitet, die in dem altnordiſchen gisli, der Strahl, enthalten iſt[5]. Alle dieſe Namen bezeichnen alſo einen Mann, der das, was er will, mit glühender Leidenſchaft erſtrebt, der im Kampfe ſeine Gegner vor ſich niederwirft, wie die Feuersbrunſt die leichtgebauten, wehrloſen Hütten der Germanen verzehrte. Ein beſſeres Sinnbild der Leidenſchaft als das Feuer, mit ſeiner unruhig züngelnden Flamme und ſeiner verzehrenden Kraft, giebt es nicht.

Unbewußt haben ſich die Germanen auch dadurch charakteriſiert, daß ſie zum Gebieter von Walhalla einen Gott erhoben, der eine Perſonifikation ſolcher Leidenſchaftlichkeit iſt. Es giebt einen alten Runenſpruch, eingeritzt auf einer Spange, welche bei Nordendorf in der Nähe von Augsburg gefunden iſt; ſie gehört allerſpäteſtens dem ſechſten Jahrhundert an, da ſie die zweite

[5]) Zu dem Namen Konrad und dem Worte kaun vgl. Dietrich Zeitſch. f. deutſch. Altertum h. von Haupt XIII (1867) S. 118. — Zu dem Namen Gieſebrecht vgl. Förſtemann Altdeutſches Namenbuch. Nordhauſen 1856 S. 71.

am Anfange unſeres Jahrhunderts, wenn das damals ſo kleine Preußenvolk plötzlich von wunderbarer Begeiſterung entflammt wird, wenn das heilige Gut der Freiheit auf einmal mit ſolcher Heftigkeit all ſein Streben und Sinnen ausfüllt, daß es zu den ſchwerſten Opfern bereit war: wenn wir mit Recht ſagen dürfen, daß dieſe Begeiſterung des Preußenvolkes zumeiſt den Thron Napoleons umgeſtürzt hat, ſo erkennen wir, daß ſie die echten Nachkommen jener alten Germanen ſind, deren Berſerkerwut ſo ſehr von den Feinden gefürchtet wurde.

Dieſer Grundzug unſeres Volkes iſt nun ſehr klar erkennbar ſchon aus der deutſchen Sprache an ſich, aus ihren allgemeinen Geſetzen und aus der Art, wie ſie die Worte erſchafft. Die Sprache iſt eine lautere Quelle der Erkenntniß für eine Zeit, wo es noch keine Litteratur giebt und ſchriftliche Aufzeichnung noch gar nicht gebräuchlich war. Welch ein ungeſtümes Vorwärtsſtreben liegt darin, daß der Germane die Muten nicht auf derſelben Stufe verharren ließ, wie die übrigen Indogermanen, ſondern daß er ſie weiter drängte von einer Stufe zur anderen. Die ſogenannte Lautverſchiebung entſpricht ſehr gut dem unruhigen Kampfesmute, der kühnen Eroberungsluſt, wie ſie ſeit dem Zuge der Cimbern die Germanen beſeelte. Das andere Geſetz, das ebenſo nur in den germaniſchen Sprachen wirkſam iſt, beſteht darin, daß der Hochton des Wortes auf die Stammſilbe zurückgezogen wurde. Es offenbart ſich darin die Abſicht, mit rückſichtsloſem Nachdruck das hervorzuheben, was das Weſen eines Dinges iſt, mochten auch dadurch die Bildungs- und Flexionsſilben dem ſicheren Untergange geweiht werden. Ebenſo bezeichnend iſt die Art, wie in der deutſchen Sprache die Perſonennamen gebildet ſind. Überhaupt charakteriſiert bekanntlich nichts ein Volk beſſer als ſeine Perſonennamen, in denen es unbewußt die Eigenſchaften angiebt, die ihm als Ideal erſcheinen. Wie nüchtern nehmen ſich ein Fabius, der Bohnenmann, ein Cicero, der Erbſenbauer, der langhaarige Cäſar, der

krummbeinige Varus, wie nüchtern nehmen dieſe ſich aus neben den hochklingenden griechiſchen Namen wie Alkibios, Ariſtomenes, Themiſtokles und ähnlichen. Nahe verwandt erweiſen ſich auch hier die Griechen und die Germanen. Die griechiſchen Namen auf -menes, -ſthenes und -krates kann man gut vergleichen mit den deutſchen auf -hart, wie Wolfhart, Eberhart u. ſ. w.; jene bezeichnen die Kraft, dieſe die Härte oder Feſtigkeit der Geſinnung. Den Griechen aber mangeln Namen, deren Beſtimmungswort vom Feuer hergenommen iſt. Dahin gehören Hildebrant, Brandulf, Hildefons, Fuſia; die letzten beiden von dem gotiſchen Worte fon, das Feuer. Lohengrin iſt der Feuerhelm. Die mit dem Eigenſchaftswort „kühn" gebildeten Namen wie Konrad, Kuono uſw. gehen vielleicht doch zurück auf das Wort kaun, das wie die alte Rune den Feuerbrand bedeutet. Auch Gieſebrecht, Gieſe uſw. werden wohl mit Recht aus der Wurzel abgeleitet, die in dem altnordiſchen gisli, der Strahl, enthalten iſt[5]. Alle dieſe Namen bezeichnen alſo einen Mann, der das, was er will, mit glühender Leidenſchaft erſtrebt, der im Kampfe ſeine Gegner vor ſich niederwirft, wie die Feuersbrunſt die leichtgebauten, wehrloſen Hütten der Germanen verzehrte. Ein beſſeres Sinnbild der Leidenſchaft als das Feuer, mit ſeiner unruhig züngelnden Flamme und ſeiner verzehrenden Kraft, giebt es nicht.

Unbewußt haben ſich die Germanen auch dadurch charakteriſiert, daß ſie zum Gebieter von Walhalla einen Gott erhoben, der eine Perſonifikation ſolcher Leidenſchaftlichkeit iſt. Es giebt einen alten Runenſpruch, eingeritzt auf einer Spange, welche bei Nordendorf in der Nähe von Augsburg gefunden iſt; ſie gehört allerſpäteſtens dem ſechſten Jahrhundert an, da ſie die zweite

[5]) Zu dem Namen Konrad und dem Worte kaun vgl. Dietrich Zeitſch. f. deutſch. Altertum h. von Haupt XIII (1867) S. 118. — Zu dem Namen Gieſebrecht vgl. Förſtemann Altdeutſches Namenbuch. Nordhauſen 1856 S. 71.

Lautverschiebung noch nicht mitgemacht hat. Die Inschrift lautet: „lona thiore Wodan winuth lonath", mit teurem Lohne lohnt Wodan Treue[6]. Aber daß Wodan in diesem ältesten Lobspruch der Treue als Beschützer derselben erscheint, das ist nicht die Hauptsache. Wichtiger ist sein Wesen, das uns aus seinem Namen und durch die Sagen vom wilden Jäger ziemlich gut bekannt ist[7]. Das ist um so beachtenswerter, da Wodan seine Stellung als oberster Gott, von der Tazitus noch nichts weiß, gerade in unserem Vaterlande erhalten hat. Dieselbe ist wahrscheinlich ausgegangen von den Franken oder Sachsen und ist von ihnen nach Süden gedrungen, und nach Norden bis zu den skandinavischen Germanen. Wenn der Sturm mit den Wolken um die Wette daherfährt und die Riesen des Waldes entwurzelt, wenn er dann an den Bergeshängen hinaufbraust und die Felstrümmer donnernd ins Thal stürzt, dann meinte der Germane, daß sein oberster Gott zur Jagd ausziehe oder zum Kampf mit den Riesen. Wodan ist also ein Sturmgott; auch der Sturm ist ein Bild der Heftigkeit und Leidenschaft.

Aus der eigentlichen Litteratur mögen nur zwei Gestalten herausgegriffen werden, um an ihnen den Grundzug deutschen Wesens aufzuweisen, die Heldin des berühmtesten Volksepos und der Held des berühmtesten höfischen Epos. Kriemhild ist ihrem ursprünglichen Wesen nach eine Göttin des Frühlings und der Liebe. Die Liebe zu dem Helden Siegfried ist es, die in der glücklichen Hälfte ihres Lebens ihre Seele erfüllt. Daher ist sie bei ihrem ersten Erscheinen so mild und lieblich, wie der Glanz der Frühlingssonne, wenn sie wärmend die Fluren wieder bestrahlt, und es in den Zweigen schon rauscht wie ein Ahnen der kommenden Pracht. Aber dieselbe Liebe ist es, die nachher eine so entsetzliche Wandlung in ihr hervorruft. Sie wird zur

[6]) F. Dietrich Zeitsch. für deutsches Altert. XIV (1869) S. 75.

[7]) Simrock Handbuch der deutschen Mythologie Bonn 1878 S. 167.

Rachegöttin, die mit blutiger Furchtbarkeit die Strafe für den Mord des Gemahls vollendet. Welche Griechin wollte man mit ihr vergleichen? Etwa Antigone? Die tötet nur sich. Oder Medea? Die tötet ihren Bruder, ihre Kinder und die Geliebte des treulosen Gemahls. Aber Kriemhild weiht in dem Grimme ihres Rachegefühls ihr ganzes Geschlecht, ihr ganzes Volk den Todesgöttern, bis sie selber durch die Hand des alten Hildebrand ihr Ende findet, umflossen von Blutströmen, wie die Sonne oft im Hochsommer in purpurner Glut versinkt. So ist denn der Gegensatz in ihrem Wesen ausgeglichen durch die eine leidenschaftliche Empfindung, die Liebe zu Siegfried. Auch entspricht gerade solch Gegensatz sehr wohl dem Charakter der Deutschen, wie schon Tazitus hervorhebt[8]. Die Seele des Deutschen ist darin vergleichbar dem Meere. Es liegt wohl oft in heiterer Ruhe da; der Glanz des sinkenden Tages ruht auf seiner Fläche aus. Aber die Tiefe ist unergründlich. Wenn auch die Wellen oben sich nur leise kräuseln, mögen tief unten auf dem Grunde die Feuerströme unterirdischer Vulkane wüten. Nur ahnen kann man, wie hoch die Wogen gehen können, wenn der Sturm der Leidenschaft die Seele aufregt.

Nicht so gewaltig, aber doch tief und innig ist die Reue, von der Parzival erfaßt wird, als er, zuerst aus der Gralburg verstoßen, durch drei in den Schnee gefallene Blutstropfen an seine Gemahlin erinnert wird. Um auf Abenteuer auszuziehen, hatte er sie verlassen und war jahrelang umhergeirrt, ohne sich um sie zu bekümmern. Jetzt mahnt ihn die weißrote Farbe des Schnees an ihr liebes Antlitz, und so mächtig überwältigt ihn die Sehnsucht und Reue, daß er wie ein Irrer auf den Boden starrt, wo er ihre Züge zu erkennen meint. Erst langsam und spät erwacht er aus seiner dumpfen Betäubung, um alsbald zu ihr zurückzukehren[9].

[8]) Tazitus Kap. 15.

[9]) Parzival 282,23 ff.

Solche einzelnen Züge, deren man viele ſammeln könnte, mögen nur nebenbei erwähnt ſein. Auch das ſoll nur berührt werden, daß in allen altdeutſchen Epen eine nie ermüdende Kampfesluſt, eine verwegene Tapferkeit, die das Leben für nichts achtet, einen weſentlichen Teil des Inhalts ausmacht und uns manchmal in barbariſcher Rauheit entgegentritt, wie im Hildebrandsliede oder Walthariliede. Die Ritterlichkeit in den höfiſchen Epen mit allen ihren wunderlichen Fahrten und Kämpfen iſt ebenfalls nur ein Abglanz der altgermaniſchen Tapferkeit und ihrer Eroberungszüge. Aber verwegene Tapferkeit wird auch in den Liedern anderer Völker geprieſen; das iſt alſo nicht ein unterſcheidendes Merkmal im Charakter der Deutſchen; ſie haben dieſe Eigenſchaft mit allen ariſchen Völkern wenigſtens gemeinſam. Darin hat vielmehr am tiefſten die deutſche Leidenſchaftlichkeit auf unſere Dichtung gewirkt, daß dieſe überhaupt eine ſolche Höhe erſtiegen hat. Wenn es wahr iſt, was Goethe ſagt, daß ein Herz ganz voll von glühender Empfindung den Dichter macht, ſo müſſen das auch die Thatſachen der Geſchichte erweiſen. Nun iſt es aber dem deutſchen Volke allein vergönnt geweſen, zweimal ſeinen geſamten Lebensinhalt in der ſchönen Form vollendeter dichteriſcher Werke zum Ausdruck zu bringen, während die anderen Völker nur einmal eine Litteraturblüte entfalten konnten. Wie wollte ſich die römiſche oder romaniſche Dichtung mit der deutſchen meſſen? Iſt auch der Funke geiſtiger Anregung öfter von Weſten her zu uns herübergeflogen, ſo hat doch immer erſt der Deutſche dieſe Anregung vertieft. Ebenbürtig ſtehen ſich in der Dichtkunſt nur die Griechen und die Deutſchen gegenüber. Nur ihnen ſtrömt im Buſen der Quell der Lieder, bald leiſe rauſchend, wie ein im Schoß der Felſen noch verborgenes Bächlein, bald mächtig brauſend, wie ein ungeſtümes Gebirgswaſſer. Denn nur ſie beſitzen die Leidenſchaftlichkeit des Herzens, die dem Römer abging.

Darin aber unterſcheidet ſich die griechiſche und die alt-

deutſche Dichtung, daß die letztere überall eine merkwürdige Neigung zum Tragiſchen zeigt. Schon die germaniſche Mythologie iſt durchweht von einem tragiſchen Grundgedanken. Wo iſt wohl der Gedanke der Vergänglichkeit tiefer aufgefaßt und großartiger dargeſtellt als hier? Nicht der Zufall führt den Weltenbrand herbei, nicht das Schickſal, das wie ein ungelöſtes Rätſel hinter der heiteren Götterwelt des Olympos ſteht. Die deutſchen Götter ſind durch eigene Schuld aus dem Glanz reiner Göttlichkeit herabgezogen. Sie ringen mit feindlichen Mächten; und je mehr ſie Schuld auf ſich laden, deſto mehr naht ihnen das Verderben, bis ſie zuletzt erliegen, wenn die Welt in Flammen vergeht. Die griechiſche Mythologie mag lebensvoller und farbenreicher ſein, ſie mag in der Kraft der Geſtaltung der deutſchen weit überlegen ſein, aber es fehlt ihr ſolch ein tragiſcher Grundgedanke, es fehlt ihr ein Abſchluß von ſo großartiger Erhabenheit, wie es die Götterdämmerung iſt. Die gleiche Vorliebe für das Tragiſche kommt oft auch in den altdeutſchen Dichtungen zum Durchbruch. In ergreifender Weiſe iſt im Rolandsliede Schuld und Strafe miteinander verknüpft. Den Verräter ereilt die ſicherſchreitende Gerechtigkeit, und ſiegend ſteigt das Bild des im Hinterhalt gefallenen Helden herauf, um in verklärter Geſtalt in der Sage fortzuleben. Der alte Hildebrand ſteht zuletzt doch an der Leiche ſeines einzigen Sohnes, wie lange er auch geſchwankt hat, ob er der Vaterliebe folgen ſoll oder dem Gebote der Heldenehre. Im Nibelungenliede bricht ein ungeheures Schickſal über die Frevler herein, wie die Nacht unaufhaltſam niederſinkt und alles in ihr Dunkel einhüllt. Der Strahl der Rache reißt zahlloſe Unſchuldige mit in den Abgrund, und wir ſtehen zuletzt erſchüttert in den öden Königshallen Etzels, die von dem Blute ſo vieler Helden triefen. Man kann danach vielleicht den Satz ausſprechen, daß der Grieche begabt ſei für die Darſtellung des Einfach-Schönen, der Deutſche für das Schöne im Widerſtreit ſeiner Momente.

Neben der Dichtkunst möchte ich noch auf eine andere Kunst hinweisen, in deren Stil der Grundzug der Deutschen klar ausgeprägt ist, auf die gotische Baukunst. Dieselbe ist bekanntlich in Nordfrankreich entstanden und hat sich von dort über ganz Europa verbreitet. Aber man darf nicht vergessen, daß im zwölften Jahrhundert in Flandern der fränkische Stamm noch viel reiner erhalten war als jetzt. Wie der Reineke Vos von dorther zu uns zurückgewandert ist, und doch urdeutsches Eigentum ist, so darf man wohl mit Recht nach Goethes Ansicht die gotische Baukunst als die germanische betrachten. Ein kühnes Emporstreben ist das Eigentümliche dieses Stils, wie ein bekannter Kunsthistoriker darlegt. Der griechische Architrav liegt schwer und wuchtig auf den Säulen, ein Bild der Einfachheit und ruhigen Würde. Höher schon wölbt sich der romanische Bogen; doch trägt auch der Halbkreis noch in sich selber seine eigene feste Grenze. Aber die Linien des gotischen Spitzbogens sind nicht in sich abgeschlossen, sondern lassen nach oben eine Verlängerung ins Unendliche zu, dort wo sie sich schneiden. Den Eindruck stolzer Erhabenheit hat jeder, der in die gotischen Hallen hineintritt oder die gewaltigen Türme beschaut. Mit kühnem Schwunge setzen die Bogen auf, immer höher und leichter bringen sie empor, immer feiner und dünner werden die Bindeglieder, bis zuletzt oben der Bau in schwindelnder Höhe wie ein feines Gewebe zu verschweben scheint. Es ist, als wolle das Bauwerk in den unendlichen Luftraum emporwachsen. Es scheint, als habe man dem Gesetze der Schwere Hohn sprechen wollen. Und gerade in diesem Verneinen der naturgemäßen Grenzen, in diesem Hinausgehen über das eigentliche Maß, spricht sich der Grundzug deutschen Wesens sehr deutlich aus.

Diese leidenschaftliche Tiefe des deutschen Geistes beherrscht nun das ganze Leben des Volkes. Aus ihr entspringen alle besonderen Eigenschaften desselben, in ihr wurzelt auch die Treue im engeren Sinne des Wortes, wie es im zwölften Jahrhundert

und noch früher schon aufgefaßt wurde. Und keine Tugend glänzt mehr in dem Bilde des deutschen Volkscharakters hervor, als diese. Herrliche Bilder der Treue werden nun in jenen altdeutschen Dichtungen vor unseren Blicken entfaltet. Ob es die Mannentreue ist oder Königstreue, die beide aus dem Gefolgschaftswesen sich ergaben, ob es die Freundestreue ist, die Treue in der Liebe, die Treue der Verlobten: immer ist diese Tugend in irgend einer Form der Grund, auf dem die dichterische Entwicklung aufgebaut ist. Die Treue ist der Odem, der jene Dichtungen durchweht und ihnen erst Leben einhaucht. Die Helden des griechischen Epos ziehen uns an durch den Glanz ihrer äußeren Erscheinung, durch ihre Gestalt an sich; die Helden des deutschen Epos durch ihre Gesinnung; das aber ist die Treue[10].

Ein rührendes Bild der Königstreue bietet uns das Gedicht vom König Rother, das um 1170 entstanden ist. Er hatte seine Mannen aus Süd-Italien nach Konstantinopel geschickt zum Könige Konstantin, damit sie werben sollten um dessen Tochter. Aber der Grausame hatte sie alle in den Turm geworfen, wo sie lange schmachten müssen. Bei ihrem Abschiede hatte ihnen König Rother eine von ihm selber erfundene Weise vorgesungen, an der sie ihn erkennen sollten, wenn sie jemals in Not kämen. Um sie nun zu befreien, zieht Rother, als Kaufmann verkleidet, an den Hof Konstantins. Er weiß es auch bald durch die Gunst der Königstochter durchzusetzen, daß seine Mannen endlich einmal aus dem dumpfen Kerker heraufsteigen dürfen und durch ein Mahl erquickt werden. Während sie nun an der Tafel sitzen, stimmt der König, verborgen hinter einem Vorhange, jene Weise an, die das Erkennungszeichen sein sollte. Da sinkt manche Hand, die den Pokal gerade heben wollte, nieder. Wie gebannt

---

[10]) Vilmar Geschichte der deutschen National-Litteratur. Marburg-Leipzig 1877 S. 48.

ſtarren ihre Augen auf die Stelle, von der her dieſe liebe Weiſe ertönt. Manche Thräne fällt in den frühergrauten Bart der Recken. Sie wiſſen nun, daß ihr König ihnen die Treue gehalten hat, daß er ihnen nahe iſt, daß er die größte Gefahr nicht geſcheut hat, um ihnen aus der Not zu helfen. So gelingt es ihm auch zuletzt, die Königstochter zu gewinnen und ſeine Getreuen zurückzuführen.

Wenn man die Treue im weiteren Sinne auffaßt, dann iſt ſie alſo die Gemütstiefe, angewendet auf die beſonderen Verhältniſſe des Lebens. So giebt es auch eine Treue, die man ſeinem Lande und Volke erweiſt, das iſt die Heimatliebe. Heimat! wieder ein Wort, das in keine fremde Sprache übertragen werden kann, ein Wort, das ſchon durch ſeinen Klang unſere Seele in leichte Schwingungen verſetzt und uns wie mit einem Zauberſchlage dorthin zurückführt, wo unſere Wiege ſtand, wo wir als Kinder die erſten Spiele ſpielten, in die Paradieszeit des Lebens. Es iſt, als knüpften ſich auf einmal hundert zarte Fäden an und feſſelten uns wie ein unſichtbares Band an jene Gefilde, die niemals aus unſerer Erinnerung ſchwinden können. Gerade das Gemütvolle des Wortes iſt es, warum es immer unüberſetzbar bleiben wird. Die Heimatliebe wird ſich nun dadurch in der Dichtung offenbaren, daß das Gegenteil, die Verbannung, als das höchſte Elend betrachtet wird. Das Wort „Elend“ bedeutet ja ſelber urſprünglich das Weilen im fremden Lande, und dieſes erſchien dem Germanen ſo ſehr das größte Unglück, daß die allgemeine Bedeutung auf das Wort überging. So charakteriſiert die Sprache ſelber wieder einmal faſt noch beſſer als die Dichtung. In dieſer aber iſt der alte Dietrich von Bern das Urbild eines Verbannten, und es iſt auch ſein Charakter durch ſein Geſchick geſtaltet worden. Man denke ſich ihn, wie er daſteht, auf den Schild gelehnt, mit dem rotblonden Gotenhaar und dem langen wallenden Barte. Auf ſeiner Stirne ruht Hoheit und Würde wie bei jemandem, den ein großes und

schweres Geschick getroffen hat. Er hat es getragen, wie es einem Helden geziemt, aber zurückgeblieben ist auf seinem Antlitze ein Zug tiefer Trauer, der uns Kunde davon giebt, wie schwer es auch ihm war, dreißig Jahre der lieben Heimat zu entbehren.

Neben diese Idealgestalt des stolzen Gotenkönigs, den die Sage mit ihren schönsten Fäden umsponnen hat, auf den sogar noch Züge vom Blitzschleuderer Donar übertragen sind, will ich einen einfachen Ausspruch stellen, eine schlichte Erzählung, die aus dem wirklichen Leben hergenommen ist. Ein Braunschweiger Bürger, Aschwin Holthusen, war mit fünf Genossen im Jahre 1450 aus seiner Vaterstadt verwiesen, und sie hielten sich seitdem in Lübeck bei Verwandten auf. Vergeblich war ein an die Ratsherrn von Braunschweig gerichtetes Gesuch gewesen, in dem sie um Aufhebung des Urteils baten. Noch einmal mußten sie eine Bittschrift an den Rat senden, und beschwören ihn darin, ihre Angelegenheit genau zu untersuchen; nur durch die Aussagen falscher Zeugen könne jenes Urteil entstanden sein. Sie sprechen ihre Anhänglichkeit an ihre Vaterstadt in folgenden Worten aus: „Das wäre ein unsinnig-thörichter Mensch, der auf die Stadt, darinnen er auferzogen ist, darinnen er Vater und Mutter, Bruder und Schwester, seine Freunde, all seine Wohlfahrt und sein Lebensglück hat, wenn er auf die verzichten und ihr entsagen wollte ohne die dringendste Not an Leib und Leben, um in das Elend zu gehen.“[11] Diese Worte, mögen sie auch einfach und schlicht sein, sprechen doch die Heimatliebe mit so tiefer Empfindung aus, daß sie wohl verdienen, genannt zu werden.

Mit der Heimatliebe ist sonderbarer Weise im deutschen Nationalcharakter gerade die entgegengesetzte Eigenschaft untrennbar

---

[11]) Cod. dipl. Lubecensis VIII, 757 Nr. 712. 1450, den 28. September: „dat were eyn vnsinnich dörde mynsche, de sodanne stad, dar he ynne getogen, vader vnde moder, suster vnde broder, vnde sine vrunt, alle sine berghinge vnde woluart hedde, wilmodes sunder gedrenge edder sware liues vnde gudes nod vorkore vnde vorswore, in dat elende to ghande.“

verbunden, die Sehnsucht in die Ferne. Wie liebevoll auch der Deutsche an dem Orte hängt, wo er aufwuchs, so mächtig zieht es ihn andrerseits hinaus in ferne Lande. Wenn der Frühling wieder erwacht und die Vögel wiederkehren, dann regt sich auch in ihm die Wanderlust, dann muß er erforschen, was jenseits seiner heimatlichen Berge liegt. Und der Nebel der Ungewißheit läßt die Gestalten, die er sich jenseits denkt, so riesenhaft in seiner Phantasie emporwachsen, daß sie ihm mächtig herzuwinken und er ihrem Zuge folgen muß. Denn der Deutsche ist eben phantasievoll und er achtet das Ideal höher, als die ihn umgebende Wirklichkeit. Abschiedsschmerz und Trennungsweh ist die Grundempfindung, die aus unseren Volksliedern uns überall entgegentönt, und die in den Melodien fast noch tiefer erklingt, als in den Worten.[12] Die Volksepen der alten Zeit sind ohne die Züge in ferne Länder gar nicht denkbar. Schon der älteste Roman, der Ruodlieb, führt seinen Helden zu einem Könige nach Afrika, wo er zu hohen Ehren emporsteigt. Das Lied von Herzog Ernst, das Alexanderlied entfalten mit großem Behagen die Pracht und Wunder des Orients vor unseren Blicken. Das letztere Epos führt uns sogar an das Ende oder an den Rand der Welt, wo die Sterne durch den Umschwung herumgeführt werden und man sie mit den Händen erreichen kann. Die Artus- und Gral-Ritter schweifen soviel umher, als sei wirklich noch etwas von der alten Nomadenwanderlust in ihnen haften geblieben.

Leider hat sich diese Eigenschaft, die Sehnsucht in die Ferne, oft bei den Deutschen von einer sehr bedenklichen Seite gezeigt, wenn sie umschlug in eine übermäßige Vorliebe für das Fremde. Wohl besitzt kein anderes Volk so sehr als wir die Fähigkeit, sich einer fremden Eigentümlichkeit hinzugeben, sich zu

---

[12]) Vgl. Vilmar Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes Marburg 1886 S. 178 ff.

versenken in das Wesen eines anderen; und Herder hat sich so durch seine Völkerstimmen als ein echter Deutscher erwiesen. Aber nur zu oft ist das Fremde von uns so hoch geschätzt worden, daß wir unser Eigentum daneben verachteten. Vor dem Christentume mußten sich die altgermanischen Heldensagen in die Urwälder flüchten und in die entlegensten Winkel, so daß uns von einer Fülle herrlicher Lieder nur ganz spärliche Reste erhalten blieben. Das römische Recht, als es von Italien her auch zu uns eingeführt wurde, hat das urdeutsche Recht nur gar zu sehr in den Hintergrund gedrängt; erst allmählich hat man angefangen zu erkennen, daß das römische Recht auch fremde Anschauungen enthält, die dem deutschen Wesen durchaus nicht zusagen. In der Litteratur haben wir zweimal eine Periode der Ausländerei gehabt, sowohl im siebenzehnten als auch im dreizehnten Jahrhundert. Durch die höfischen Epen ist damals ein Wust fremder Stoffe zu uns gebracht worden, die oft auch noch gehaltlos und frivol waren. Wir müssen es den Österreichern, welche ferner von Frankreich wohnten, Dank wissen, daß sie unsere Volksepen vor dem Untergange bewahrt haben.

Wenn eben die Heimatliebe aufgefaßt wurde als Treue, die man seinem Lande und Volke erweist, so darf man auch wohl von einer Treue sprechen, die jeder einzelne sich selber erweist. Stolz und edel von sich denken, das ist die Treue, die jeder sich schuldet, und Freiheitliebe ist die Eigenschaft, die sich daraus ergiebt. Zugleich wird jeder, der den echten Stolz besitzt, Lüge und unlauteres Wesen hassen; treuherzige Offenheit ist die Begleiterin der Freiheitliebe. Endlich, wer wahrhaft edel von sich denkt, der wird die äußeren Güter gering achten, er wird freigebig sein. So ergeben sich drei Eigenschaften, Freiheitliebe, Offenheit, Freigebigkeit, scheinbar ganz verschieden, aber doch aus der gleichen Wurzel entspringend.

Aus dem Bewußtsein der persönlichen Freiheit, das bei den Germanen so stark ausgebildet war, ging hervor der Begriff

der Ehre, den das Altertum nicht kennt; derselbe hat erst durch das Rittertum seine volle Ausbildung erhalten, war aber schon in altgermanischen Anschauungen wohlbegründet. Sehr eng hängt damit zusammen die Gewohnheit des Zweikampfes, der im deutschen Rechte sogar Mittel zur Urteilsfindung ist, während das römische Recht natürlich davon nichts weiß. Ebenso gestattet das deutsche Recht in weit ausgedehnterem Maße die außergerichtlichen Schutzmittel, welche die einzelne Person sich selber verschafft; davon ist uns jetzt nur das Pfändungsrecht geblieben. Die langobardischen Gesetze kennen sogar noch das Selbstexekutionsrecht des Gläubigers, das dann freilich bald geschwunden ist.[13] Überhaupt unterscheidet sich das römische Recht im allgemeinen dadurch von dem deutschen, daß das letztere der persönlichen Überzeugung des Richters weit mehr Spielraum läßt, während jenes ihn durch die Form der Gesetze viel strenger einschränkt und bindet. — Diese stolze Auffassung, welche also die Germanen von dem Wesen der Person haben, offenbart sich nicht minder klar in der Bedeutung, die bei ihnen das Königtum hatte. Wie bei Homer, so sind auch in der deutschen Heldensage die Könige durchaus nicht unumschränkte Gebieter über ihre Unterthanen. Dietrich, Rother, auch Gunther, wenigstens gegen Ende des Nibelungenliedes, sind nur die tüchtigsten und tapfersten des ganzen Volkes. Nicht knechtischer Gehorsam bindet Hagen an die Burgunderkönige, sondern der Eid der Treue, den er ihnen geschworen hat. Nach dem Sachsenspiegel muß der König, wenn er gewählt wird, schwören, daß er das Recht stärken und dem Unrechte wehren wolle, daß er das Reich regieren wolle nach seinem Rechte, so gut als er nur irgend vermöge[14]; die

[13]) Vgl. v. Gerber System des deutschen Privatrechts Jena 1886 S. 123 u. 124.

[14]) Sachsenspiegel her. von Lübben Oldenburg 1879 S. 82. 3 52,2: „Alse men den coningh kuset, so sal he den rike hulde don unde sweren, dat he recht sterke unde unrecht krenke unde dat rike uorsta an sinen rechte, alse he cunne unde moghe."

Macht, die ihm das Volk gegeben hat, kann ihm daher wieder genommen werden, wenn besondere Gründe dazu vorhanden sind. Nicht nur die Deutschen, sondern alle europäischen Glieder der arischen Völkerfamilie kennen den eigentlichrn Despotismus nicht; ausgenommen sind vielleicht die Slaven, welche darin zu den asiatischen Völkern hinüberschwanken.

Auch diese Eigenschaft, die Freiheitliebe, hat für den Deutschen von jeher eine sehr böse Kehrseite gehabt. Der Individualismus der Person oder der Stämme ist oft so stark hervorgekehrt worden, daß Zwiespalt und Uneinigkeit die Folge waren. Welches Volk neigt so sehr zur Zersplitterung und politischen Zerfahrenheit als wir! Wie oft ist es vorgekommen, daß ein Stamm eifersüchtig auf die Macht des anderen war und dadurch die Kraft des ganzen Volkes gelähmt wurde. Die Geschichte spricht von diesem Erbfehler der Deutschen in gar zu deutlichen Thatsachen. Nicht ohne ergriffen zu werden, kann man jetzt die Worte des braven von Moser lesen, der die politische Zerrissenheit als das Grundübel hinstellt, an dem die Deutschen kranken; er ruft ihnen die warnenden Worte zu: „Dieses Fremde seyn, diese Flucht vor einander, dieses dem gemeinsamen Vaterländischen Interesse so schädliche und dem Deutschen Nahmen so unrühmliche Vorurtheile macht, daß jeder sich zu dem andern immer das schlimmste versieht, daß jeder Theil die Schritte des andern mit Argwohn beleuchtet und auf das schärfste deutet, daß man sich unter einander nie so weit bekannt wird, um . . . über die Quellen unserer Zwietracht sich zu besprechen, zu berathen und auf den Grund des gemeinschaftlichen Besten, der allgemeinen Liebe, Pflicht und Ehre des Vaterlandes zusammen zu sincken“[15]. Und wahrlich, er hat recht, auch noch für die jetzige Zeit, wo das eine Ziel, das er

[15]) „Von dem Deutschen National-Geist“ 1765 (ohne Namen) Seite 51.

ersehnte, erreicht ist. Denn noch ist lange nicht alle Stammeseifersucht unter uns ertötet. Man kann daher wohl mit Recht sagen, daß ein starkes Kaisertum gerade für Deutschland sehr nützlich sei, damit eine Macht, die über den einzelnen Stämmen steht, sie alle zur Einheit zusammenfasse. Deutschland ist immer mächtig gewesen, wenn seine Kaiser so stark waren, um den Trotz eines eigensinnigen Stammes zu brechen.

Von der oben genannten Offenherzigkeit der Deutschen mag nur ein besonders hervorstechendes Beispiel beigebracht werden. Wenn selbst einem Verräter, wie Genelun es ist, diese Tugend beigelegt wird, so zeigt der Dichter, wie hoch er sie stellte. Während in dem Gericht, das Kaiser Karl über den Ungetreuen hält, alle seine Helfer die That zu verhüllen suchen, tritt Genelun mit klarem Blick hervor und sagt: „Herr, es war mein Wille, ich leugne es dir nicht; der zwölf Recken Tod war mir lieb, es ist gewißlich mein Rat“ [16]. In dieser stolzen Offenheit liegt etwas Versöhnendes. Da Genelun sein Vergehen als solches von vornherein erkennt und sich so bereitwillig zeigt, die schwerste Strafe dafür zu leiden, so wendet sich ihm unsere Achtung wieder zu; wir bewundern den, der so stolz seinem Richter gegenübertritt.

Daß auch die Freigebigkeit dem deutschen Volke eigentümlich ist, dafür ist uns wieder Tazitus der älteste Gewährsmann [17]. Er spricht den Satz aus: „Die Germanen geben gern Geschenke; aber ebenso wenig als sie die erteilten Geschenke anrechnen, ebenso wenig glauben sie sich durch erhaltene Geschenke verpflichtet.“ Solche Freigebigkeit zu üben, ist natürlich vor allen der verpflichtet, der den Schatz besitzt. Das aber ist der König; und so wird denn der König geradezu auch Gold-

---

[16]) Rolandlied her. von Bartsch V. 8740 ff. Vgl. zur Offenheit Tazitus Kap. 22.

[17]) Tazitus Kap. 21.

ſpender genannt. An zahlloſen Stellen wird dieſe Tugend geübt und geprieſen. Freidank hat den ſchönen Spruch:

„Man ſoll nach Gute werben,
Als gält' es nie zu ſterben,
Um es in Fülle hinzugeben,
Als bliebe man nicht Wochen leben."

Es iſt ein ſchöner Zug, daß die trauernde Kriemhild dadurch ihren Schmerz zu lindern ſucht, daß ſie aus dem Nibelungenhort den Armen reiche Spenden erteilt. Umgekehrt muß der böſe und grauſame Konſtantin, der König Rothers Mannen in den Turm geworfen hat, auch noch karg und geizig ſein. Nur mit Mühe weiß ſeine Tochter ihn dazu zu bringen, daß er endlich einmal ein großes Volksfeſt veranſtaltet.

Sehr eng mit der Freigebigkeit der Deutſchen hängt ihre Gaſtfreundſchaft zuſammen, eine Tugend der Germanen, von der Tazitus ebenfalls viel zu berichten weiß[18]; und will man auch hier den Namen der Treue nennen, ſo iſt Gaſtfreundſchaft die Treue, die man dem Fremden erweiſt. Das iſt freilich nicht eine Eigenſchaft, die der Deutſche allein hat; vielmehr finden wir die Gaſtfreiheit mehr oder minder bei allen jugendlichen Völkern, auch bei ſolchen, die noch ein Nomadenleben führen. Doch aber iſt dieſe Tugend eine notwendige Vorausſetzung, welche in allen altdeutſchen Dichtungen zu machen iſt. Walther von der Vogelweide preiſt beſonders die faſt an Verſchwendung grenzende Gaſtfreiheit des Landgrafen Herman von Thüringen; bei ihm, ſo ſagt er, ſteht nie der Becher eines Ritters leer, wenn auch das Fuder guten Weines tauſend Pfund koſtete[19]. Die abenteuerlichen Züge der Ritter, von denen die Dichtung erzählt, waren eben unmöglich, wenn ſie nicht in jeder Burg gaſtlich aufgenommen wurden.

---

[18]) Tazitus Kap. 21.

[19]) Walther von der Vogelweide her. von Bartſch Nr. 102.

Tiefe der sittlichen Anschauung hat der Germane auch bewährt durch die Stellung, die er der Frau anwies, und auch das hängt mit seinem innersten Wesen zusammen. Allerdings, was das rechtliche Verhältnis anlangt, so stand ursprünglich die Frau bei den Germanen ebenso tief, als bei anderen Barbaren. Das Weib wurde als Sache betrachtet, konnte verkauft werden und stand unter der Vormundschaft des Vaters, des Gatten oder eines anderen Verwandten. Noch nach den Bestimmungen des Sachsenspiegels ist eine Frau unfähig zum Eintritt in ein Lehnsverhältnis; auch im Erbrecht war sie zuerst stark zurückgesetzt[20]. Um so mehr muß man sich darüber wundern, daß die wirkliche Stellung, welche die Frau im Leben bei den Germanen einnahm, schon zur Zeit des Tazitus eine ganz andere war. Es ist allbekannt, in wie hoher Achtung die Frauen bei den Germanen standen, daß ihnen sogar ein höheres wunderbares Wissen beigemessen wurde, daß sie oft an der Seite der Männer mitkämpften, sich jenen ganz gleichstellend. Nirgends wurde die Ehe so heilig gehalten, als von den Germanen, welche schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zur Monogamie übergegangen waren[21]. Nirgends wurde ein Vergehen gegen die Sittlichkeit oder ein Eingriff in die Familie strenger bestraft als bei ihnen. Das alte Stadtrecht von Salzwedel, um doch ein Zeugnis des Mittelalters anzuführen, gebietet in Übereinstimmung mit dem Sachsenspiegel, daß den Tod leiden soll, wer ein Weib oder eine Magd vergewaltigt, wer den Hausfrieden bricht, wer bei Ehebruch ertappt wird, wer zwei echte Frauen hat[22]. Jeder Jurist weiß, daß das römische Recht weit mildere Strafen für diese Vergehen festsetzt.

---

[20]) v. Gerber a. a. O. S. 64. Vgl. Sachsenspiegel 3, 38, 2—4.

[21]) Tazitus Kap. 19. — Vgl. R. v. Raumer Vom deutschen Geiste 2. Aufl. Erlangen 1850 S. 138: „Die Verehrung des weiblichen Geschlechtes war ein Grundzug im Wesen des germanischen Mannes."

[22]) Cod. diplom. Brandenb. her. v. Riedel. 15, 21. Nr. 19

Daher war denn der große Umschwung, der im Mittelalter mit der Stellung der Frau vorging, nirgends besser vorbereitet, als bei den Deutschen. Damals ist die Frau aus der Unterordnung und Bevormundung, in der sie früher gehalten wurde, herausgehoben worden; damals ist ihr volle Gleichstellung mit dem Manne gewährt, ohne daß ihr besonderer Charakter dadurch zu leiden hatte. Während Hildegunde, die Verlobte Waltharis, sich noch als Dienerin des Helden betrachtet, erscheint in der Minnepoesie der Mann als Bewunderer der weiblichen Schönheit. Die Frau aber ist, wie schon ihr Name besagt, eine Herrin; sie führt die Herrschaft über die Gemüter. Und seit jener Zeit ist Dichtung ohne Darstellung der Liebe ein Unding geworden.

Frauendienst und Minnepoesie ist eine allgemein-europäische Erscheinung. Aber der deutschen Minnepoesie sind einige Züge eigentümlich, die nicht übersehen werden dürfen. Die Unschuld und Zartheit unterscheidet die Lieder unserer Minnesänger von denen der Troubadours. Dort ist die Eifersucht und Untreue,

---

§ 62: „welk man den andern sleit edder des lichtes dages berouet, edder wyff edder maget nodeget, vnde de den husvrede breket, vnde de in ouerspeld begrepen werden vnde de twe echte wyff hebbet, den schal men allen dat houet afslän.“ Vgl. Sachsenspiegel 2, 13,5. Ferner das Ottonische Stadtrecht von Braunschweig, Braunschweiger Urkundenbuch her. v. Hänselmann, Braunschweig 1872 S. 5 § 8: „Swelich man dene husvrede breket, dhe heuet to rechte sinen hals verboret.“ Für Vergewaltigung eines Weibes ist noch dieselbe strenge Strafe festgesetzt im Braunschweiger Stadtrecht von 1573 a. a. O. Nr. 158 S. 404. Aus dem römischen Rechte vergleiche man Dig. 48, 6, 4: „punitur hujus legis poena qui puerum vel feminam vel quemquam per vim stupravit“. § 10: „damnato de vi publica aqua et igni interdicitur“. Ferner C. 9, 9, 18: „eum qui duas simul habuit uxores sine dubitatione comitatur infamia. In ea namque re non juris effectus, quo cives nostri matrimonia contrahere plura prohibentur, sed animi destinatio cogitatur“. Dann werden Fälle angegeben, bei denen dieses Vergehen doch bestraft wird.

der Liebeszank ein oft verwendetes Motiv; hier ist die Treue die erste Bedingung der Liebe. Wer den Minnesangesfrühling von Lachmann und Haupt durchliest, muß darüber staunen, daß auch nicht der leiseste Anflug unedler und unkeuscher Gesinnung darin zu finden ist. Überall herrscht die zarteste Zurückhaltung. Das stille, sehnende Denken, das in dem Worte Minne liegt, findet in jenen Liedern einen Ausdruck. Die Liebe zeigt hier ein uneigennütziges, blödes Wesen. Der Sänger wagt seine Empfindung nicht zu gestehen, und nennt niemals den Namen der Geliebten. Er spielt mit Strohhalmen und sucht, ihre Länge an einander messend, zu erforschen, ob die Herrin ihm günstig sei oder nicht[23]. Und wenn er dann die Geliebte sieht, so ist es, als ob in übermächtiger Empfindung ihm die Stimme den Dienst versagt; er schweigt, wie Hermann am Brunnen wohl der Dorothea ins Auge schaut, aber nicht von Liebe zu sprechen wagt. Häufig wird von den Minnesängern die veredelnde Kraft der Liebe gepriesen. Dietmar von Eist hat die Verse:

„Ich war dir lange Jahre hold,
Du meine edle Herrin gut,
Wie war das wohl an dich gewandt!
Geedelt hast du mir den Mut;
Was ich gebessert ward durch dich,
Das müsse mir zum Heil ergehn,
Und machst du noch das Ende gut,
So ist mir wohl an dir geschehn."

Ähnlich sagt Walther von der Vogelweide:

„Wer eines edlen Weibes Minne hat[24],
Der schämt sich aller Missethat."

Selbst an den kraftvollen, walkürenähnlichen Frauengestalten des Volksepos finden wir den Zug, daß sie die wilde

[23]) Walther von der Vogelweide Nr. 52,5 u. 55,3. Das Halmmessen in Nr. 26.

[24]) Minnesangesfrühling her. von Lachmann und Haupt Leipzig 1857 S. 33. Walther Nr. 37,5.

Heftigkeit des Mannes mildern. Hilde scheidet Wate von ihrem Vater Hagen, Gudrun trennt Hettel und Herwig, die sich in hartem Kampfe gegenüberstehen. So stiften die Frauen Frieden unter den streitenden Männern und beweisen dadurch am schönsten die Herrschaft über die Gemüter, die ihnen damals übertragen wurde, und die sie noch jetzt führen.

In dem Kranze der Eigenschaften, welche das deutsche Volk auszeichnen, darf endlich nicht vergessen werden das lebhafte Naturgefühl. Die tiefe Empfindung, die es besitzt, strömt eben hinüber in die Außenwelt, und die Bewegung bringt von außen her wieder in die Seele zurück und führt neue Schwingungen anregend mit sich, wie das Echo den Klang der menschlichen Stimme doch etwas verändert, wenn es zurückschallt. Dieses Naturgefühl, das der sentimentalen Natursehnsucht nicht gleichgesetzt werden darf, ist den antiken Völkern ganz abgesprochen worden. Gervinus behauptet: „Das ganze Altertum kennt keine Freude an der Natur[25].“ Dagegen haben sich dann viele erhoben und haben das Gegenteil zu erweisen versucht. Aber so hatte Gervinus seine Worte auch wohl garnicht gemeint. Er hat wohl nur sagen wollen, daß das Naturgefühl der Griechen sich ganz anders äußerte, als bei uns. Das geheimnisvolle Dunkel des Waldes empfand der Grieche wohl, aber er dachte sich den Gott Pan dabei, der die Menschen durch seine zottige Gestalt erschreckt. Er betrachtete den herrlichen Anblick des aufgeregten Meeres durchaus nicht stumpf und gleichgültig; dann sah er den Poseidon mit den weißgemähnten Rossen daherziehen. Die Klarheit und Regsamkeit der Quelle wußte er sehr gut aufzufassen, indem seine Phantasie die Nymphen erschuf[26]. Das Naturgefühl der Griechen ist also plastisch-

---

[25]) Gervinus Litteraturgeschichte 1, 118.

[26]) W. Lehrs Populäre Aufsätze aus dem Altertum Leipzig 1875 S. 118.

religiös; das Verhältnis, in dem sie zur Natur standen, ist das mythologische. Sie schauen die Erscheinungen der Natur, wie des menschlichen Seelenlebens als Handlung einer Person an. Es liegt aber auf der Hand, daß wer in Quellen Najaden, in Bäumen Dryaden sieht, und also schon sein ganzes Wesen in die Natur hineinlegt, daß der nicht noch besonders seine Empfindung hinübertragen wird. Dagegen ist das Naturgefühl des Deutschen unmittelbar; es tritt nicht mehr eine mythologische Gestalt vermittelnd zwischen seine Empfindung und die Natur. Erst das Christentum hat den Geist so weit verinnerlicht, ihm soweit die eigene Subjektivität erschlossen, daß er mit der Empfindung selbst ohne Vermittlung die Natur erfassen konnte.

Die Tiersage ist arisches Gemeingut; kein Volk aber hat sie so entfaltet, als die Germanen. Nur wir besitzen einen Reineke Vos, aus dem uns, wie J. Grimm sagt, echter Waldesduft entgegenweht. In den deutschen Volksliedern nimmt die Rose teil an dem Glück und Unglück der Liebenden, sie klagt mit bei der Trennung, sie warnt die Jungfrau vor Treulosigkeit, wenn der Ritter hinweggezogen ist. „Die Linde zittert im Haine," das ist der Kehrreim eines schwedischen Volksliedes; sie zittert, weil die Maid im furchtbaren Walde ein blutiges Ende fand. Die Lilien, die auf dem Grabe zweier Unglücklicher wachsen, verschlingen ihre Blätter und Blüten miteinander, als ob die Liebe der Dahingeschiedenen in ihnen fortlebe[27]. In der deutschen Minnepoesie wird der Wechsel der Liebe immer mit dem Wandel der Jahreszeiten verglichen. Frühlingswonne und Liebesluft gehören zusammen, aber wenn

[27]) a) Görres Altdeutsche Volks- und Meisterlieder Frankfurt a. M. 1817 S. 73. b) Uhland: Deutsche Volkslieder Stuttgart u. Tübingen 1844 Nr. 36. c) Rosa Warrens; Schwedische Volkslieder Leipzig 1857 Nr. 33. d) Rosa Warrens; Norwegische, Isländische, Färöische Volkslieder Hamburg 1866 Nr. 16.

im Herbste über die Gefilde eine Wehmut zieht und der Schmerz um die Vergänglichkeit der eigenen Schönheit, dann kann auch die Liebe nur trauern. Wenn die leuchtende Kraft der Sonne mehr und mehr erlischt, schwinden auch den Minnesängern ihre frohen Hoffnungen dahin. Dabei erhalten wir oft Beweise der zartesten Naturauffassung. Walther von der Vogelweide schildert die Wiederkehr des Frühlings etwa so: Schon gabst du der Heide das bunte Kleid und schmücktest auch die kahlen Bäume wieder. Auf dem Anger streiten Blumen und Klee in seltsamer Fehde. Der lange Grashalm sagt zum Klee: „Du bist kürzer, ich bin länger[28]". So wetteifern sie mit einander, um die Schönheit des Frühlings zu erhöhen. Liebenswürdiger kann sich das Naturgefühl wohl kaum äußern.

Also das ist es, was an dieser Schilderung des deutschen Nationalcharakters am meisten ins Auge fällt: Die Treue, die deutsche Treue ist doch kein leerer Wahn. Wenn wir sie nur richtig auffassen, so enthüllt sie uns die innerste Tiefe der deutschen Volksseele. Sie ist die Eigenschaft, die von ältester Zeit her den Deutschen als ein Ideal vorschwebte und daher allmählich den Begriff einer reinen Tugend erhielt. Was bei den Griechen die Sophrosyne ist, das ist im Charakter der Deutschen die Treue. Freilich würde man manchem wohl nur ein spöttisches Lächeln auf die Lippen ziehen, wenn man so von dem deutschen Volkstume spricht. Wo ist denn, wird wohl gefragt, solch deutsches Wesen jetzt noch rein erhalten? Hier sind Romanen, dort Slaven herübergedrungen und haben sich mit den Germanen gemischt. Ein leeres Hirngespinst ist dieser deutsche Volkscharakter, erfunden von einigen phantastischen Schwärmern, die das wirkliche Leben nicht mehr zu beobachten verstanden. So mächtig beherrscht jetzt der Kosmopolitismus die Geister, daß der Patriotismus fast als Engherzigkeit gilt. Aber

---

[28]) Walther Nr. 73,1 vgl. Scherer Litt. Gesch. S. 205. (3. Aufl.).

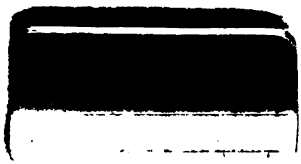
ist es denn wirklich möglich, daß ein Volk sein kann ohne besonderen Charakter? Steuert die Geschichte wirklich darauf hin, daß in der Menschheit alle Unterschiede verschmolzen werden, und zuletzt nur eine große, gleichartige Masse herauskomme? Setze man den Fall, diese Entwicklung sei zum Abschluß gelangt, und es seien immer noch dieselben Kräfte wirksam, die wir jetzt beobachten können. Dann würden die Beschaffenheit des Bodens, des Klimas, die Umrisse des Landes und ähnliche von der Natur gegebene Grundlagen doch wieder besondere Gruppen erschaffen, und nach einigen Jahrtausenden würde die alte Mannigfaltigkeit wieder da sein, ganz abgesehen davon, daß jetzt doch einmal die Verschiedenheit des Blutes und der Begabung eine Thatsache ist. Wie niemals eine Gleichheit aller Sprachen denkbar ist, ebenso wenig kann jenes Ungeheuer einer durchweg gleichartigen Menschheit entstehen. Im Gegenteil, die Geologie beweist, daß die jetzt vorhandene Mannigfaltigkeit der Arten aus einer unendlich größeren Einfachheit der Formen hervorgegangen ist. Wie ferner keine einzelne Person ohne besonderen Charakter sein kann, so auch kein Volk ohne Volkstum. Daher hat jedes Volk das Recht, ja sogar die heilige Pflicht, sich selber treu zu bleiben. Denn wenn es an seiner Eigenart Verrat übt, so ist es dem Untergange geweiht. Von dem deutschen Volke aber sind wir der Überzeugung, daß es in der Weltgeschichte noch zu großen Aufgaben berufen ist.

Druck von C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37.

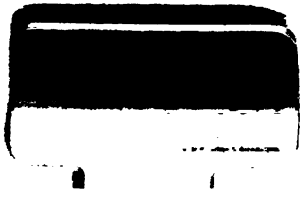
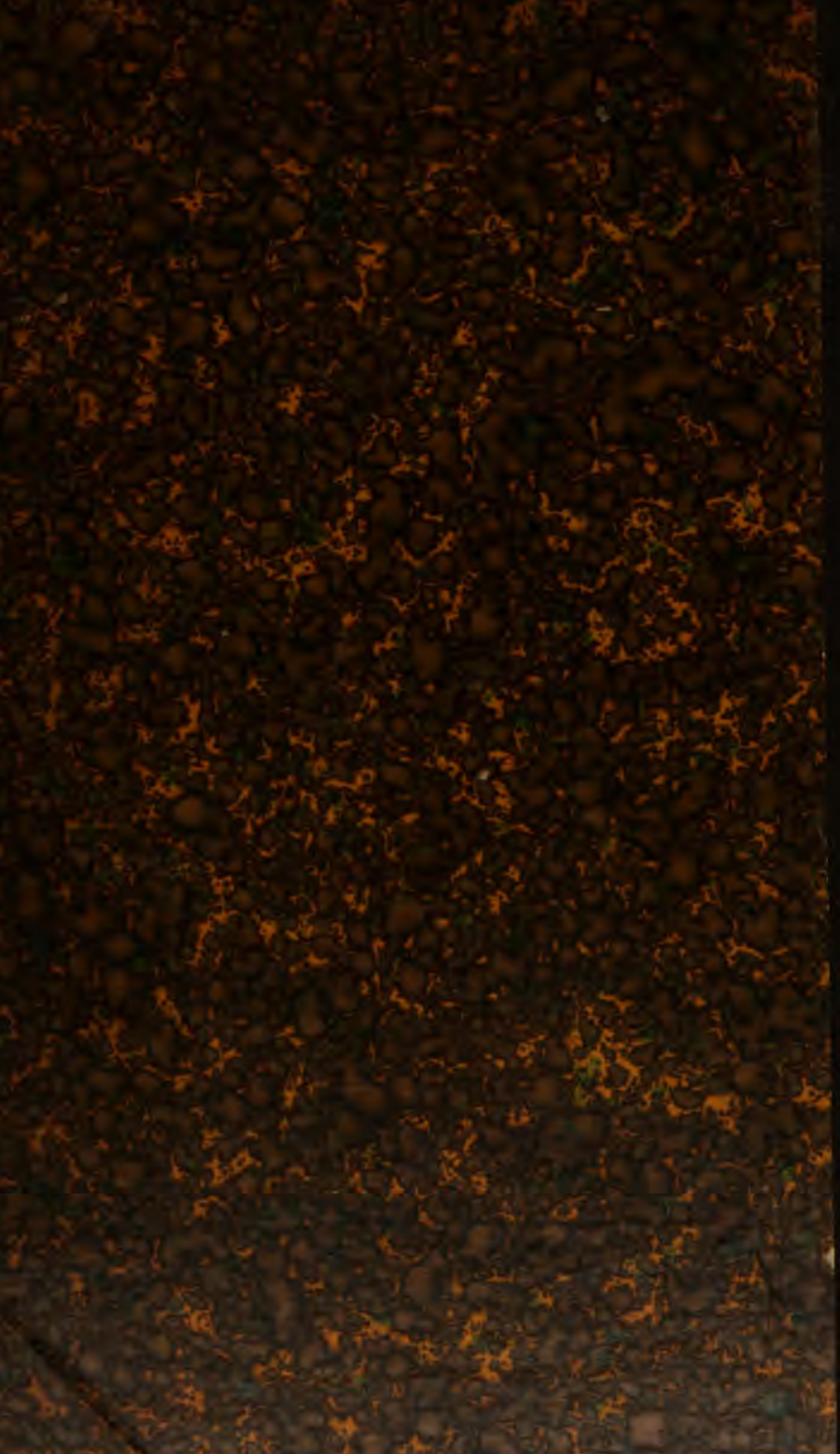
YC 02249

M99505 PT III
G7

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



YC 02249

M99505 PT III
G7

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY